

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1914

90 (17.4.1914) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 29

nächst im Einfluß müßte eigentlich die liberale, dann erst die konservativ-kerikale Presse kommen. Aber der Einfluß weiß wohl, daß die liberale Presse die größere Anzahl der städtischen Intelligenz unter ihren Lesern hat, aber dennoch kulturell einflußlos ist, weil sie noch chaotisch ist. Die konservative und kerikale Presse weiß, was sie will, sie verachtet Autorität und Gebundenheit in Klassenanlage und in überlieferter sozialer Gliederung, und immer gibt es unter ihren Mitarbeitern hochgebildete Männer, die dem Lebensempfinden ihrer Kreise auch das kulturell Neue nahebringen, nur mit anderen Worten, als sie der liberale Wortschatz hat. Ja, mehr wie ein Kritiker führender liberaler Zeitungen schreibt in konservativen Blättern, weil er dort weniger von Laune und Wälkerei abhängig ist; „dort weiß man wenigstens, was man will“, sagte mir kürzlich ein radikal-liberaler Journalist.

Ein Leser hat zwei Bedürfnisse auf literarischem Gebiete und darauf basieren folgende zwei Vorschläge. Erstens will er über die neuen Ideen auf bestimmten Gebieten der Wissenschaft, Kunst und Religion sich durch zusammenfassende Aufsätze orientieren. Daß jede Zeitung dies apart unternimmt, geht über ihre Mittel und wäre Kraftverschwendung. Aber warum nehmen nicht bestehende Korrespondenzen diese Aufgabe auf sich, so daß jede für eine bestimmte Partei oder Interessengruppe zugeschnitten ist. Es wäre zweitens viel besser, wenn an Stelle der Einzel-Buchbesprechungen, auf die kein Leser etwas mehr gibt und die oft ganz flüchtig sind, weil sie nicht bezahlet werden, literarische Feuilletons träten, die unter einem persönlichen Erlebnisstandpunkt mehrere Bücher zusammenfassen. Dann wird der Leser wieder Geschwätz vom Leben zu unterscheiden lernen. Auch diese Feuilletons können zum Teil Korrespondenzen auf sich nehmen. Die Kritik sollte man den Fachzeitschriften überlassen.

Für unsere Frauen.

Steuerpflicht und Wahlrecht der Frauen in den preußischen Gemeinden.

Zur Zeit finden in den preußischen Landgemeinden die Gemeindevorwahlen statt. Bei dem wachsenden Interesse, das die Frauen dem öffentlichen Leben bringen, rufen auch diese Wahlen die Aufmerksamkeit der Frauen in steigendem Maße hervor. Müssen die Frauen nicht auch wie die Männer zu den finanziellen Lasten der Gemeinde beitragen? Warum sind sie ausgeschlossen vom Wahlrecht und von jeder Vertretung in der Gemeindeverwaltung? Das sind die Fragen, die sich hierbei von neuem aufdrängen.

Das preußische Kommunalabgabengesetz schreibt in § 23 vor, daß die direkten Gemeindesteuern vom Grundbesitz und vom Gewerbebetrieb sowie von Einkommen des Steuerpflichtigen erhoben werden können. Und in § 38 heißt es, daß der Gemeindesteuer unterworfen sind diejenigen Personen, die in der Gemeinde ihren Wohnsitz haben, hinsichtlich ihres gesamten Einkommens, und diejenigen, die außerhalb der Gemeinde wohnen, hinsichtlich ihres Grundvermögens und ihrer gewerblichen Anlagen in der Gemeinde. Ob es sich hierbei um männliche oder weibliche Personen handelt, ist gleich. Auch die verheirateten Frauen, die ein Einkommen aus ihrer Arbeit oder einem sonstigen Erwerb haben, werden zur Steuerleistung herangezogen, wenn auch zuweilen ihr Einkommen dem des Ehemanns zugerechnet wird. Leider besitzen wir keine Statistik, die zeigt, in welchem Umfang wenigstens die selbständigen Frauen zu den Steuerlasten der Gemeinden herangezogen werden. Bei der rapid zunehmenden Erwerbstätigkeit der Frau handelt es sich jedenfalls um ganz gewaltige Summen.

Welche Rechte stehen nun diesen Pflichten gegenüber? Nach § 5 der preußischen Städteordnung steht das Recht zur Teilnahme an den Wahlen sowie zur Uebernahme unbeförderter Ämter in der Gemeindeverwaltung und Gemeindevertretung das Bürgerrecht voraus. Es heißt aber ausdrücklich, daß Frauen dieses Bürgerrecht nicht erwerben können, und in keiner preußischen Stadt hat eine Frau irgend ein direktes oder auch nur indirektes Wahlrecht zu der Gemeindevertretung.

Etwas anders liegen die Dinge in den Landgemeinden. Der § 46 der preußischen Landgemeindevorordnung besagt,

daß Frauen und nicht selbständige Personen stimmberechtigt sind, wenn der ihnen gehörige, im Gemeindebezirk liegende Grundbesitz zum Stimmrecht befähigt. Hiernach haben also nur die Grundbesitzerinnen Frauen ein Wahlrecht. Aber auch sie dürfen das gleiche nicht so ausdrücklich, in der Ausübung des Stimmrechts, zu dem der Grundbesitz befähigt, die Ehefrauen vertreten werden durch ihren Ehemann, und unverheiratete Besitzerinnen und Witwen durch sonstige männliche Gemeindeglieder. Also auch die vermöglichen Frauen unterliegen der Bevormundung durch Männer.

Dem preußischen Abgeordnetenhaus haben jedes Jahr eine Anzahl Petitionen vorgelegen, die eine Erweiterung der Frauenrechte in der Gemeinde verlangten. In den im letzten Jahr behandelten Petitionen wurde gefordert, daß den Frauen das Wahlrecht in der gleichen Weise verliehen werde, wie es die Männer bereits besitzen, daß denjenigen Frauen, die ein Wahlrecht bereits haben, die persönliche Ausübung desselben gestattet werde, daß Frauen an den Sitzungen der Gemeindevertretung und Gemeindeversammlung teilnehmen können, daß Frauen die Befähigung zur Uebernahme von Ämtern in der Gemeindeverwaltung erhalten usw. Ueber diese Petitionen entspannen sich wiederholt im Hause der Abgeordneten ausgedehnte Debatten. Sie erlitten aber schließlich das Schicksal aller bisherigen Petitionen dieser Art, nämlich die „Ueberweisung“ an die Regierung als „Material“. Auf diese Weise hat die Regierung schon so oft Material erhalten, daß es daran nicht mehr mangelt. Nur in einem unterließ sich die diesmalige Behandlung der Petitionen von der früheren Jahre erheblich. Durfte früher bei der Erörterung der Fragen die herrschenden Dreiklassenmänner ungeniert meist mit saulen Witsen über die Angelegenheit hinweggehen, so mußten sie diesmal wenigstens schon so tun als ob sie der Sache mit Ernst und Interesse gegenüberständen.

Bei den durch diese Petitionen sich bietenden Gelegenheiten haben die sozialdemokratischen Vertreter im Abgeordnetenhaus die Forderung auf Einführung des gleichen und allgemeinen und direkten Wahlrechts auch für die Frauen wiederholt vertreten. Die sozialdemokratische Partei ist eben die einzige politische Partei, die immer wieder für die völlige Gleichberechtigung der Frau auf allen Gebieten eintritt.

Allerlei.

August Bebel und Karl Gendell. Von Karl Gendell erscheint demnächst ein neues Prosalbuch: „Lyrik und Kultur, Neue Vorträge zu Leben und Dichtung.“ In einem dieser Vorträge erzählt Gendell einiges aus seinem Leben und kommt dabei auch auf ein Zusammentreffen mit August Bebel zu sprechen. Gendell, der damals gleich Bebel in Zürich wohnte, hatte sich für einige Zeit ganz in seine Arbeiten versenkt und war dadurch für einige Zeit „der Welt abhanden gekommen“. „Eine kleine wahre Anekdote“, erzählt Gendell, „belehrt wohl am besten dieses zeitweilige insichselbstige Zurückziehen vom öffentlichen Leben. Es mochten mir wieder ein paar ganz zeitungslöse Tage vergangen sein, da fuhr ich mit August Bebel auf einer der kleinen Züricher See-Schwaben“ heim nach Mühlbach. Ich fragte, indem ich mir einen gewissen Auf zur Tagesvirilität gab, den temperamentvollen Vorkämpfer des deutschen Sozialismus völlig harmlos und abnunglos, was es Neues in der Welt gebe. Nie werde ich den Ausdruck halb verblüfften, halb mitleidigen Staunens vergessen, der sich in Bebel's Gesicht malte, während er mit kurzer Gestie die Worte hervorstieß — und er sah mich dabei an, als wenn er mir den obersten Westknopf abbrechen müßte: „Mensch, wo leben Sie denn eigentlich?“ Worauf ich vorläufig nur platterdings erwidern konnte: „So viel ich weiß, in Ihrem Hause...“ Es war allerdings hart, diese Weltverlorenheit dem bedeutenden Ereignis gegenüber, das mich in dem Moment erst treffen sollte, und doch auch wieder von eigentümlichem Reiz: zuerst aus Bebel's Mund erfuhr ich Bismarck's Tod. Seither hielt mich Bebel im stillen sicher für einen rettungslosen „Eingänger“. Uebrigens verstand sich die volkstümlichste unserer politischen Persönlichkeiten auch gar nicht übel auf intime Wohlth. Das bewies schon die Anlage seines Hauses am See nach der Lösung „begegnet und schön“, und es wirkte auf mich menschlich besonders harmonisch, wenn ich den grimmen und kühnen Kämpfer der öffentlichen Arena etwa eine selbstgepflückte Edelrose seines Gartens mit zarter Aufmerksamkeit dem schönen Geschlecht überreichen sah. Oder wenn der Bewältiger der Großstadtmassen frühmorgens in aller Stille sein Boot „Vorwärts“ am Uferhäuschen von der See löste und ganz allein oder mit seinem kleinen Enkel kräftig in den morgengleuchenden, sonnendampfenden See hinausruderte. Bebel trug auch ein Dichterherz in der Brust und konnte mit Goethe und Gottfried Keller fühlen...

Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Lied der Armen.

„Wir sind die Armen, wir sind die Elenden, Arme und Elende sind wir nicht, Weil mit reichen Tönen, mit glückbeseelenden, Zu uns die Stimme der Zukunft spricht. Wir sind die drunten in Tiefen Wohnenden, Um unsre Stirnen noch streicht die Nacht, Doch wir beneiden die droben Thronenden Nicht um die prunkenden Sessel der Macht. Denn in die Tiefe sollen versinken Gleitzende Herrlichkeiten der Herrn, Stürzen zur Rechten, stürzen zur Linken, Ob ihren Häuptern erleuchtet der Stern. Aber zu unsren Häuptern entflammen Sterne der Freiheit ihr funkelnd Licht, Goldene Säulen brechen zusammen, Nimmer, was wir erbauen, zerbricht. Uns ist gefallen ein Los vor allen Unergleichlich und wahrhaft schön: Wir steigen aufwärts, und vorwärts wallen Wir zu des Lebens leuchtenden Höhen. Wir sind die Armen, wir sind die Elenden, Arme und Elende sind wir nicht, Weil mit reichen Tönen, mit glückbeseelenden, Zu uns die Stimme Gottes spricht.“

Karl Gendell.

Der Sänger der Menschheitsliebe und der Allbefreiung.

Zu Karl Gendell's 50. Geburtstag, 17. April.

Zu dem Allerschönsten, was uns die soziale Lyrik bisher bescheert hat, hat Karl Gendell sein redlich Zeil beigetragen. Berlin seiner rebellischen Verse gehören seit mehr als 25 Jahren zum eisernen Bestand unsrer revolutionären Poesie. Einer, der ihn gut kennt und auch ein Dichter ist, Franz Dieberich, hat sogar einmal gesagt, daß das herrlichste Gedicht, welches der kämpfenden Arbeiterschaft überhaupt je gegeben worden sei, von Karl Gendell stamme. Er meinte den 1904 in dem Bande „Kipfel und Gründe“ erschienenen. Symmus: „Der Zukunftsdiener“, worin es u. a. heißt:

Sausende Hufen, Rollenende Räder, Mühsende Massen wandeln die Welt... Wenn ich mich flüchte, Bin ich ein Feiger, Wenn ich mich nahe, Trägt es die Feder... Wo nur mein Blick hinschweift über die Erde weit Wächst eine neue Welt drunten empor... Kommen des Erdgeschlechts hebt schon das Haupt empor, Mächtiger Nacken trägt Trotziger Mut... Wird sie vom riesigen Triebrad zerfchelt? Sei's drum! Meine Feder der winkenden Welt!

Dieser winkenden zukunftsreichen Welt steht Gendell seit 28 Jahren nahe. Selbst kein Proletarier, hat er mit offenem Auge und hellhörigem Ohr die Nöte der Besitzlosen nachempfunden. Die Not der Großstadtproletarier hat, wie die Brüder Hart erzählen, seine Gesinnung umgewandelt. „Das Mitleid mit dem Elend, das er ringsum sah, machte ihn unvermerkt zum Sozialisten, zum Wortführer der sozialistischen Dichtung.“ Schon auf dem Gymnasium in seiner Vaterstadt Hannover, wo er nach eigenem Geständnis „ein stark in abnorme Ideen verbohrt Gymnasiast“ war und „vom Schulsystem gefnickt“ wurde, trug er einen Missionsdrang in sich herum, der sich mit instinktivem Verständnis für die Umwandlung der Werte, modern-sozialen Aufgaben zuwandte“. Das stand fest und unerfütterlich wie die deutschen Eichen. Das Himmelschreiende

Elend unserer Zeit martete nur auf den neuen Messias, zu bringen den gewaltigen Bund einer allerlösenden Menschenliebe, und dieser neue deutsche Zukunfts-Messias am Ausgange des 19. Jahrhunderts — tat kwam aft, wie Zarathustra spricht — war ich“.

Kein Wunder daher, daß die ersten Strophen des rebellischen Zinglings unter dem Bismarck'schen Schandgesetz 1887 verboten wurden. Gendell wusch den Reaktionen nicht nur den Pelz, sondern machte ihn auch naß... „Ich machte mitunter ganz anständig scharf gegen alles, was mir mißfiel und ich mußte dafür büßen, indem meine Bücher damals auf dem modernen Scheiterhaufen verbrannt, d. h. verboten wurden. Merkwürdigerweise sind sie inzwischen in einer neuen Epoche wieder sehr lebendig geworden und scheinen mit dem Vogel Phönix im Märchen verwandt zu sein.“ („Mein Lied“, 1906). In der Tat, das sind sie! Wohl hat den Dichter die Zeit gewandelt, aber nur, um ihn innerlich zur Reife zu bringen. Auch in seinen letzten Büchern („Schwingungen“ 1907, „Im Weitergehn“ 1911) zeigt er sich wie in der vulkanisch stürmenden Jugend als Verherrlicher der Freiheit; des Volkes Majestät ist ihm noch immer „der heimliche Kaiser“ und sein Sinn fliegt ewig jung und jubelnd durch Wald und Heide. Und ist auch hier und da sein Ton von des Zetfels Grau angekränelt, die Sehnsucht und die Hoffnung auf ein endliches gerechtes und liches Weltbild, in dem sich die Völker „zur Freiheit mit der Selbstbeherrschung Schranken“ geläutert haben, bricht mit kraftvoller Stimme immer wieder durch. Sein Blick ist weiter, freier und umfassender geworden, sein Herzschlag ruhiger; gebändigte Kraft, ihrer selbst gewiß, pulst durch sein dichterisches Wesen. Was die Jugend ihm eroberte, blieb ihm unverdort: das erhabenste Gefühl für die mächtigste geschichtliche Erscheinung und Verkündigung der Gegenwart. In dieser Beziehung steht er uns weit näher noch als Richard Dehmel, der mit Recht den Ehrennamen „Der Dichter unsrer Zeitseel“ trägt. Sein Gedicht „Der Niese“ von 1907 ist dessen Zeuge. Darin sagt er vom kämpfenden ringenden Arbeiterheere:

„Und ob sie mit goldenen Händen Ihn niederdrücken und schänden, Der Niese läßt sich nicht ducken Und wächst mit gewaltigen Ruden Aus dem verachteten Nichts.“ Hier und da trifft man auch noch auf den echt Gendell'schen Ton der 80er Jahre, so in dem derben Spruch in „Schwingungen“:

„Weh jenen, die den Ewigblinden Des Lichtes Himmelsfackel leihn! Weh jenen, die das Maul verbinden Den Menschen, die nach Wahrheit schrein!“

Oberflächlichkeit hat in den letzten Jahren getagt, Gendell habe sich vom weckenden Pulsschlag der Zeit entfremdet, habe sich dem Kampf um Befreiung entzogen, das ist nicht wahr! Nicht eine Sekunde hat Karl Gendell seine revolutionäre Vergangenheit verleugnet, seine unbändige Liebe zur Freiheit eingebüßt. Er selbst sagt darüber in einer demnächst erscheinenden Arbeit, deren Manuskript eingesehen mir der Dichter jüngst gestattete: „Nachdem sich die sozialpolitische Sturmflut, vor allem eine Nachwirkung des gemeingefährlichen Ausnahmegesetzes, bei mir vorgezogen hatte, folgten Jahre stillerer Einkehr und Selbstbefinnung auf den eigentlichen Künstler — Menschen in mir, ohne bei dieser „Wandlung“ natürlich den innersten Grundanschauungen abzuschwören oder untren zu werden, die Instinkt und Erkenntnis mir einmal unverlierbar gesichert hatten. Es handelte sich bei mir lediglich um eine Gebietsabgrenzung zwischen lyrischer Kunst und poetischem Zeitmanifest“...

Der Kampf um die Freiheit ist ihm, wie er mir legthin in einem Briefe schrieb, eine „Frage des Herabblutes“; ich habe nicht die geringste Veranlassung und Lust, meine Tugendwerke irgendwie zu verleugnen. . . Den menschlichen Charakter oder gar Geist irgend einer Epoche seines Lebens verweisen oder gar negieren zu wollen, vermag doch nur ein ausgemachter Schwächling. . . Und gegenüber den Leuten, die ihm nachsagen, er habe sich „dem Sozialismus entfremdet“, habe er nur, wie er weiter schreibt, „ein herzhaftes Lachen und damit basta!“

Ähnere Wandlungen zur Reife aber hat der Dichter glücklich überstanden. Wer seine neueren Bücher liest, (in den Arbeiterbibliotheken fehlen sie meist noch!) namentlich „Gipfel und Gründe“, „Im Weitergehn“, „Mein Lied“, „Neuland“, „Schwingungen“, „Mein Lieberbuch“ usw. der findet, daß während des Dichters Herz blutete, sein Geist sich kämpfend einer neuen Welt entgegengerungen hat, daß der Gedanke einer freieren höheren Weltordnung immer mehr Macht über sein Muße gewonnen hat. Heute ist Wendell aus den Gründen zu Gipfeln aufgestiegen und sieht nun von dort oben aus weiter hinaus ins Land und hinein in die Welt. In ganz neuer Art ist er ein Kämpfer geworden, ist nicht mehr der wirbelnde Tambour, aber er schreitet noch immer den Reihen voran, als ein Zeichen-deuter und Prophet. In Nachklängen schallt sogar das junge Kämpfen in seine neuen Verse hinein, aber von Kampfbericht, vom Wegwerfen der Hinte ist keine Rede! Er will eng mit der Welt der Gesamtheit verbunden bleiben und er sieht nicht nur mit den Augen des Politikers den Volksfortschritt zu größerer Freiheit, sondern er spürt mit den Augen des Menschheitsdenkers „die Entwicklung der Gattung zu einer höheren Artmöglichkeit“ auf. Wir wüßten keinen zu nennen, der Wendell an Sprachgewalt, Bildlebendigkeit und Rhythmenflut übertrifft; er lebt und schafft wie vor 20 Jahren in der Frische eines ungebrochenen Lebens, er ist ein Gewordener, dem aber die junge Feuerfrische nie erstarb. Ueber seine neuen Verse ist nur eine freiere Helle künstlerischen Bildens hingegossen. Nicht mehr wie in den verbotenen „Anselkrufen“ (1888), in der „Tuchnachtigall“ (1891) und in „Diorama“ (1890) entläßt sich seine empörte Erregung, sondern in künstlerischen anschaulichen Gestalten, das zugleich des Dichters Empfinden in jeder Zeile lebendig pulsieren läßt. Nur zu sehr ist sich Wendell bewußt, daß nur der als starker Dichter empfunden wird, der Gefühltes sichtbar zu machen und also gleichsam durch das Auge dem Gefühl der Mitmenschen anzutragen versteht. Wenig ist ihm geblieben von den Ausdrücken des jüngsten Deutschland aus der Zeit, da er neben Maada, Sartleben, Wedekind, Gille Weibtreu und anderen in der Züricher Stürmerkolonie eine führende Rolle spielte, es ist nichts abgefaßt aus seinem Verkehr mit Gottfried Keller und C. F. Meyer: „Und so wurde ich kein Kellerianer und kein Meyerianer, sondern Selberaner“ sagt er ergötlich in einem Bekenntnis von 1904.

Von Wendells Leben, seinen Erlebnissen in Hannover, Zürich, Berlin und neuerdings in München, wo er gelandet ist, erzählt ausführlich Maada Janssen in einem 1910 erschienenen Buche „Karl Wendell, ein Dichterleben“. Nicht besser können wir den Dichter ehren, als indem wir die Arbeiter ermuntern, Wendells Bücher zu lesen und seinen Mahnungen, beaeifert den Weg zu schreiten, zu folgen. Dann wird sich immer mehr erfüllen, was er sich in jünnen Jahren sehnlichst erwünscht: . . . „Mein Juugendtraum war, mit reinen dichterischen Mitteln auf die Menschlichen menschlich zu wirken und „Auch Einer“ zu werden.“ R. A.

Gerade rechtzeitig zu seinem Geburtstag erschienen soeben: Karl Wendell: Hundert Gedichte. Auswähl des Verfassers. Mit einer Selbstbiographie des Dichters. Fesse u. Becker Verlag, Leipzig. 110 Seiten. 40 Bfg., abn. 80 Bfg.

Der Dichter vereint hier seine besten Schöpfungen zu einem handlichen Bändchen, dessen Preis in Anbetracht der vorzüglichen Ausstattung erstaunlich niedrig ist. Die Sammlung lehrt uns den ganzen Wendell kennen: nicht

bloß den glühenden Verehrer der Natur, sondern auch den Arbeiterdichter, den herben Kritiker der Gesellschaft, den Anwalt der Armen und Verstoßenen. Eine kernige Selbstbiographie des Dichters erhöht noch den Wert des Bändchens. Diesem selbst muß man die weiteste Verbreitung wünschen.

Sozialdemokratische Bildungsarbeit.

Zu den zahlreichen bürgerlichen Zeugen für die Ueberlegenheit des sozialdemokratischen Proletariats als Kunstgemeinde gesellt sich eben Reinhard Buchwald, der in der Zeitschrift Tat schreibt:

Vor ein paar Jahren wurden rasch hintereinander zwei Dramen von Eulenberg und Schmidtbönn hat sich ihren Uraufführungen vom Berliner Publikum abgelehnt, darauf aber in der Wiener Freien Volksbühne beifällig aufgenommen und dies anerkennende Urteil hat sich mindestens in dem einen Fall — Eulenbergs „Natürlicher Vater“ — in zwischen als entschieden zutreffend erwiesen. Wenn somit der Arbeiter kunstfönniger gewesen ist als der „Bourgeois“; so kann das verschiedene Gründe haben: er mag unbefangener gewesen sein, unmittelbarer empfindend, nicht verdorben durch Vorurteile und Ansprüche einer literarischen Bildung; er mag im Zweifelsfall zu seinen geistigen Führern mehr Vertrauen gehabt haben als das bürgerliche Publikum zu seinen Theaterleitern und Journalisten, daß das, was ihm fremd war, deshalb nicht schlecht zu sein brauchte; es mögen sich auch, was damit zusammenhängt, die geistigen Führer der Arbeiterklasse der Verantwortung für die ihnen obliegenden Aufgaben bewußter und zugleich geschickter in ihrer Lösung und deshalb auch erfolgreicher sein. Andererseits kann aber auch eine bloße Oberflächens- und Volksversammlungsbegeisterung mitpreden und Freude an unverdauter Bildung — Einwände, die der Verteidiger der Volksintellektuelle und der sozialdemokratischen Volksbildung jeden Tag zu hören bekommt.

Tatsächlich ist es hier auf eine Verteidigung abgesehen, und zwar ohne daß irgendwelche Beziehungen zwischen mir und der sozialdemokratischen Bildungsorganisation bestehen. Jedoch habe ich etwa 10 Jahre lang alle hierher gehörigen Unternehmungen der Sozialdemokratie verfolgt und ihre Fach- und Tagespresse gelesen, kenne einigermaßen die entsprechenden bürgerlichen Bestrebungen und habe endlich, durch das Entgegenkommen des Arbeiterbildungsinstituts und des Berliner Bildungsausschusses, Einblick in die Verwaltung erhalten, die hinter den imponierenden Einzelleistungen steht.

Die Leistungen in ihrem Wert zu verkennen, dazu gehört freilich ein ganz tüchtiges Teil Unkenntnis oder Uebelwollen. Man braucht ja nur die Feuilletons der sozialdemokratischen Presse anzusehen, um sich davon zu überzeugen. Ich stelle als Beispiel zusammen, welche Roman die sozialdemokratische „Leipziger Volkszeitung“ in den letzten Jahren gebracht hat: Strindberg, Das rote Zimmer — W. W. Jacobs, Hafenstürme — Tolstoi, Der Teufel — J. Masjaer, Die Kinder des Jorns — J. B. Nielland, Menschenwege — R. Greinz, Gertraud Sonneneber — S. Lagerlöf, Liljencronas Heimat — Ottomar Enting, Romm Lebensknecht — C. Remonier, Der eiserne Moloch — Hermann Kurz, Die Guten von Gutenberg — Balzac, Oberst Chabert — W. v. Molo, Die 3 Teile des Schillerromans — J. Fallberget, Urzeitmacht — M. Andersen, Nexo, Das Glück usw. . . Wir wissen, daß ein prinzipiell gewolltes und systematisch eingehaltenes Niveau weder im Liberalismus noch im Konserbativismus noch im Katholizismus begründet ist, während bei der Sozialdemokratie dieses literarische Niveau gewollt und erreicht ist. Auf diesen Gegensatz des Programms kommt es aber noch mehr an als auf den des Werks.

Ganz ähnlich liegen die Verhältnisse im Bibliothekwesen. Die meistgelesenen Bücher der Arbeiterbibliothek Leipzig-Blagwitz, Lindenau-Schleußig waren im Jahre 1909: Beverlein, Kena oder Sedan; Keller. Der arime

Heinrich; Ebner-Eschenbach, Erzählungen, Gemeindefind Votti. Neben den 23 Arbeiterbibliotheken besitzt Leipzig nun noch 7 nationale Bibliotheken, die vom „Verein für Volkswohl“ unterhalten werden. In dessen Jahresbericht für 1911, der statistische Material wie das obige nicht enthält, finden sich immerhin die folgenden Sätze: „Bielgelesene Werke mußten sogar mehrere Male, neu eingestellt werden, darunter auch die der bekannten Gartenlaubenschriftsteller. . . Es wird niemand im Ernste behaupten wollen, daß das Lesen ihrer Erzählungen sittlich oder ästhetisch bedenklich sei. Auch unsere heutigen jungen Mädchen finden noch an „Doldbelle“ oder am „Geheimnis der alte Mamfell“ den gleichen Gefallen, den einst ihre Mütter und Großmütter an ihnen gefunden haben. Gottfried Keller, W. Kaabe, Th. Bischer, die natürlich auch vertreten sind, werden wohl nicht jedermanns Sache werden.“

Zu den Leistungen der Presse und der Bibliotheken kommen andere: die Unterrichtskurse, Ausstellungen von Jugendliteratur und Wandschmuck, Kammermusikabende, Konzerte, Beratung der Vereine bei ihren Festprogrammen, Theateraufführungen usw. Ueberblicken wir alle diese Bestrebungen, so kann man ungefähr ein Bild der Welt hobe geben, nach der von der Sozialdemokratie Volksbildung getrieben wird. Der erste Hauptsatz heißt dabei: Darbietung des Guten. Töricht ist der Einwurf, mit dem man diese Tatsache zu verkleinern sucht, daß nämlich die Arbeiter mit Rißsch auch vorlieb nehmen würden. Nun, um so größer ist die Tat der Führer, daß sie ihrem Publikum trotz dem nur Gutes bieten. Und weiterhin darf darauf hingewiesen werden, daß dem Arbeiter doch offenbar noch literarisch Wertvolles zu rein naiver Freude vorgelegt werden kann, daß er sich an großen Dichtungen noch unterhalten und vergnügen kann, während die Leser anderer Blätter und Bibliotheken sehr rasch rebellieren, wenn ihnen statt der gewohnten Kost einmal etwas Besseres zu lesen zugemutet wird.

Die Darbietung des Guten reicht freilich allein nicht aus. Außer der Tageskritik über das Theater bietet die Presse vor Volksvorstellungen und Konzerten vorbereitende Aufsätze, ja die Buchhandlung Vorwärts bringt unter dem Titel „Die Volksbühne“ eine Folge von Einführungen in Dramen und Opern heraus. Da die Feste auch im Buchhandel für je 10 Bfg. zu haben sind, kann ich jedermann nur empfehlen, sie zu benutzen; sie sind das Beste, was es in dieser Art heute gibt.

In diesen Bänden, wie in der Presse, wie in allen Kundgebungen, der Einleitung zu einem Verzeichnis von künstlerischem Wandschmuck, in Aufsätzen „Wie soll man lesen?“ in einer umfangreichen Bibliothek von „Entwürfen zu Vorträgen mit Lichtbildern“ fällt überaus angenehm der Mangel an der herablassenden Populärsererei auf, die namentlich die geistliche Volksbildnerie so unausstehtlich und tantenhaft macht. Alles, was man zu lesen bekommt, hat Eigenart; es ist populär, weil es durchdacht, klar und gediegen ist. Die bahnbrechenden wissenschaftlichen Bücher sind ja aus denselben Gründen im allgemeinen die verständlichsten ihres Faches. Infolgedessen macht sogar eine Einführung in einen sozialdemokratischen Jugendschriftenkatalog einen viel männlicheren Eindruck als die durchschnittliche Schriftstellerei „fürs Volk“.

Bisher ist immer von Kunst die Rede gewesen, als ob — was uns Bürger freilich nabeliegt — ästhetische Kultur gleich Kultur überhaupt sei. Jedoch ist es eine Eigentümlichkeit sozialdemokratischer Bildungsarbeit, daß die Kunst trotz aller Arbeit, die man an sie wendet, im Lebensgange immer auf den ihr zukommenden Raum beschränkt bleibt. Die mir zugänglichen Programme betonen immer wieder: Kunst ist Genuß, Erholung; diese müssen veredelt, vergeistigt werden, sind aber nicht das einzige Geistige und Edle am Menschen. Die Statistiker der Bibliotheken legen großen Wert auf das Verhältnis zwischen belletristischer und wissenschaftlicher Literatur, und trotz des Ueberwiegens der ersteren in den Entleihungen schneidet die letztere doch immer noch besser ab als in bürgerlichen Buchereien. Noch besser haben die Führer das, was sie wollen, bei den wissen-

schaftlichen Wandlungen in der Hand, die durch 7 Medien ständig gehalten werden.

Hier kommen wir zu dem Punkt, wo sich auch diejenigen, die zu ziemlich viel Jugeländnissen bereit sind, von den sozialdemokratischen Bildungsbestrebungen loslagern. Alles, was wir bisher rühmten, erscheint plötzlich doch nur als günstige Nebenwirkung, das Ganze aber erscheint bloß als Mittel zum Zweck, statt Kulturbildung zeigt sich Parteidrill. Dagegen glaube ich, daß dieses Stück zwar geeignet ist, den Nichtsozialisten politisch Grauen zu machen, daß dagegen die Kulturbildung der geschickten Bestrebungen dadurch eher gewinnt als verliert. Tatsächlich leistet außer der Sozialdemokratie keine andere Partei Kulturarbeit — höchstens das Zentrum resp. die mit ihm verbundenen und mit ihm identischen Weltanschauungsträger, nämlich der Katholizismus im München-Bladbacher Verband und sonst.

Wir müssen uns wohl oder übel daran gewöhnen, daß dort eine große geistige Bewegung ihren Weg geht, ohne uns nötig zu haben. Und hier liegt noch ein anderer Gegensatz vor: die sozialistische Bildungsbestrebung ist keine Volksbildung von oben nach unten, kein gnädiges Spenden und keine Volksbegläudung, sondern eine Kraft, die von unten nach oben strebt. Unser ganzes soziales und pädagogisches Denken geht aber noch von oben nach unten. Ich glaube dagegen, daß unsere Aufgabe heute eine andere ist, für den Einzelnen wie für das ganze Bürgertum nämlich auch Selbsterziehung von unten nach oben.

Die Verödung der bürgerlichen Presse.

Der bekannte Verleger Eugen Diederichs in Jena veröffentlicht in der Zeitschrift „Tat“ (im neuesten, dieser Tage erscheinenden Heft) Betrachtungen über das gegenwärtige Pressewesen. Er führt aus:

Die Zeitung, früher das Unternehmen eines Einzelnen, dem sie ein Arbeitsfeld für eigene Ideen war, wird immer mehr kapitalistische Unternehmung im Typus des Illstein-Konzerns. Nämlich mit der Tendenz, sich nach den Masseninstinkten ihrer Leser hin zu entwickeln, immer mehr Neugierorgan zu werden, immer mehr ermüdete Nerven zu kugeln. Von der rein kapitalistischen Presse hat die Volkskultur daher nur ein Eingehen auf Zivildistansfragen und nicht auf Kulturfragen zu erwarten, jede Luftschiffenation und jeder Kriegsgreuel im fernsten Weltwinkel, jeder Sensationsprozess ist deren Leser lieber als ein Aufsatz, der von ihnen Konzentration und Nachdenken verlangt. Für erste Beiträge gilt hier der Name und nicht die Sache.

Daneben stehen in allerlei Abstufungen die Zeitungen der Interessentkreise. Politische, wirtschaftliche Verbände schaffen sich Zeitungen zur Vertretung ihrer Sonderwürde. Ihnen gilt weniger das Ganze, als die Größe ihres Anteils am Ganzen. Hier herrschen die Schlagworte und die verschönernde Phrase. Ideale werden geschäftlich ausgenutzt. Die kleine Provinzpresse nähert sich von ihren größeren Brüdern.

Alles Leben will Form, Gesetz und Ordnung. Das politische Leben hat unsere führenden Zeitungen zu bestimmten, bewußten Grundfragen gedrängt, die über den individuellen Geschmack eines Redakteurs hinausgehen. Auf literarischem und wissenschaftlich-kulturellem Gebiet dagegen herrscht noch bei der gleichen Zeitung Raume und einseitiger Subjektivismus, ja völliger Chaos. Man möchte sich das Neueste nicht entgehen lassen und weiß doch auch, wenn man ein Mehr braucht, um seine Leser an sich zu binden. Aber wo ist der Maßstab für dieses Mehr?

Es ist wohl nicht zu leugnen, daß an erster Stelle in dem Bemühen, ihre Leser literarisch zu künstlerischer und gedanklicher Vertiefung zu führen, die sozialdemokratische Presse steht. Sie fühlt sich im ausdrücklichen Gegensatz zur Sentimentalität des Philisters. . . Ihr au-